

# Wie sollen wir leben?

---

*In vollen Zügen!*

## 1 Incipit

Diese Frage hatte ich, ich weiß nicht mehr weshalb und wann genau, es war aber im Jahre 1984, auf einen kleinen Zettel geschrieben und an ein Buchregal geklebt, und die lakonische Antwort, von Christiane von Stutterheim daruntergeschrieben, stand kurz danach auf diesem Zettel. Es ist keine der drei Fragen, über die Immanuel Kant in der „Kritik der reinen Vernunft“ eingangs sagt (1781, Vorrede): „Die menschliche Vernunft hat das besondere Schicksal in einer Gattung ihrer Erkenntnisse: daß sie durch Fragen belästigt wird, die sie nicht abweisen kann, denn sie sind ihr durch die Natur der Vernunft selbst aufgegeben, die sie aber auch nicht beantworten kann, denn sie übersteigen alles Vermögen der menschlichen Vernunft.“ und die er dann gegen Ende der Kritik der reinen Vernunft nennt: „1. Was kann ich wissen? 2. Was soll ich tun? 3. Was darf ich hoffen?“ Aber wie diese belästigt sie uns das ganze Leben hindurch und die Vernunft kann sie nicht beantworten. Aber anders als für diese drei gibt es eine Antwort, nämlich die, die das Leben selbst erteilt. Und wie diese ist es eine Frage, die man am Ende anders stellt als am Anfang, denn da fragt man sich: „Was weiß ich nun? Was hätte ich tun sollen? Was von dem Erhofften ist eingetreten? Habe ich gelebt, wie ich hätte leben sollen?“

Derlei geht mir durch den Sinn, wenn ich über die fast vier Jahrzehnte nachdenke, die seit diesem in vielerlei Hinsicht prägenden Jahr vergangen sind und in denen Christiane von Stutterheim und ich in Wissenschaft und Freundschaft verbunden waren. So will ich im Folgenden einige Gedanken an jene Zeit mit einigen verbinden, die sich daran anknüpfen.

## 2 1984 – 1

Im April jenes Jahres wurde sie mit ihrer von Norbert Dittmar und mir betreuten Dissertation *Temporalität in der Zweitsprache. Eine Untersuchung zum Erwerb des Deutschen durch türkische Gastarbeiter* promoviert; die Arbeit, von der FU Berlin preisgekrönt, ist zwei Jahre später als Buch erschienen.

Entstanden ist sie im Umkreis des europaweiten und vom Max-Planck-Institut für Psycholinguistik geleiteten „European Science Foundation Projects“, und wie dieses befasst sie sich mit dem natürlichen, d. h. nicht durch Unterricht gesteuerten Erwerb einer Zweitsprache durch erwachsene Lerner im alltäglichen Kontakt. So teilt sie mit diesem Projekt auch einige Grundannahmen, beispielsweise dass die Basis authentische Sprachdaten bilden, die verschiedene Grade der Sprachbeherrschung in der tatsächlichen Kommunikation widerspiegeln. Was die Arbeit im Besonderen auszeichnet, wird aus der einleitenden Formulierung der Ziele deutlich. Da heißt es (von Stutterheim, 1986, S. 1):

Jeder Mensch bildet im Rahmen seiner kognitiven Entwicklung bestimmte zeitliche Konzepte aus. Die besondere Ausprägung der Zeitkonzepte, über die ein erwachsener Sprecher verfügt, wird im wesentlichen im Verlauf des Erstspracherwerbs festgelegt. Die Sprachen unterscheiden sich in bezug auf die in ihnen gefaßten zeitlichen Kategorien. Für einen Sprecher werden durch die Muttersprache bestimmte begriffliche Kategorien in den Vordergrund von Konzeptualisierungsvorgängen gerückt.

So wird beispielsweise der Sprecher einer Sprache, die drei Stufen der Vergangenheit obligatorisch markiert (z. B. ein Tag vor dem Sprechzeitpunkt, eine Woche davor, mehr als eine Woche davor), diese Unterscheidung für jedes berichtete Ereignis der Vergangenheit treffen, während der Sprecher einer anderen Sprache, die nur eine allgemeine Vergangenheit grammatisch obligatorisch ausdrückt, diese Unterscheidung zwar prinzipiell vornehmen kann, aber nicht für alle vergangenen Ereignisse vornehmen wird. Das Verhältnis von sprachlicher und konzeptueller Repräsentation wird im folgenden Gegenstand genauer Betrachtung sein.

Zunächst soll allgemein festgehalten werden, dass der erwachsene Lerner mit einem ausgebildeten, durch seine Muttersprache geprägten Konzept von Temporalität in den Zweitspracherwerbsprozess eintritt. Verläuft der Prozess ohne den Einfluss eines von außen steuernden Unterrichts, so muss der Lerner selbst Kriterien besitzen, durch die die selektive Aufnahme von Formen der Zielsprache bestimmt wird. Die vorliegende Arbeit beruht auf der Hypothese, daß die konzeptuellen Strukturen eine zentrale Rolle bei dieser Form des Zweitspracherwerbs und -gebrauchs spielen. Am Beispiel des ungesteuerten Spracherwerbs türkischer Gastarbeiter soll untersucht werden, in welchen Formen temporale Referenz sprachlich repräsentiert wird und welche Konzepte diesen Formen zu Grunde liegen.

Ich zitiere das hier aus zwei Gründen so ausführlich. Zum einen formuliert es klar einen Gedanken, der für jedes Verständnis des Spracherwerbs – und damit auch des Zweitspracherwerbs Erwachsener – fundamental ist: Eine Sprache zu lernen bedeutet nicht, ihre lexikalischen und grammatischen Formen und Regeln zu lernen; es bedeutet, Konzepte – also Gedanken, Gefühle, Wünsche, was uns halt so alles durch den im Kopf geht – in wahrnehmbare Zeichen – Lautfolgen oder Graphemfolgen – umzusetzen und umgekehrt aus diesen zu erschließen. Der Sprachunterricht ist nur ein Versuch, in einen naturgegebenen Lernprozess einzugreifen und ihn zu optimieren. Dazu muss man aber verstehen, welchen Prinzipien dieser Prozess folgt; das wiederum ist nur möglich, wenn man untersucht, wie er *in vivo* funktioniert. So vorzugehen ist freilich sehr viel aufwendiger und sehr viel schwieriger als auszuzählen, welche und wie viele Fehler die Lerner beim gesteuerten Spracherwerb machen; so nimmt es denn nicht wunder, dass auch heute bei weitem die meisten Veröffentlichungen zum Zweitspracherwerb seiner gesteuerten Form gewidmet sind. Und es nimmt nicht wunder, dass es kaum einen Nachweis dafür gibt, dass trotz aller darum bemühter Forschung heute eine zweite Sprache im Unterricht besser gelernt würde als vor einem halben Jahrhundert.

Zum andern zeigt das Zitat, wie weit diese Dissertation im Kern bereits die Leitfrage eines wesentlichen Teils ihrer späteren Forschung benennt: Wie hängen Konzeptualisierung und Formulierung in den einzelnen Sprachen zusammen?

### 3 1984 – 2

Im Herbst jenes Jahres hat Christiane ihre Tätigkeit an der Universität Heidelberg aufgenommen. Das war in gewisser Weise ein Bruch, in gewisser Weise eine Fortsetzung, wie es immer im Leben ist, auch wenn man es selber nicht immer merkt. Es war ein Bruch insofern, als die Beschäftigung mit dem Zweitspracherwerb Erwachsener in den Hintergrund getreten, wenn auch nicht verschwunden ist (siehe etwa Klein und von Stutterheim, 1986). Eine Fortsetzung war es, weil weiterhin „[d]as Verhältnis von sprachlicher und konzeptueller Repräsentation ... Gegenstand genauerer Betrachtung“ ist – allerdings nunmehr vor allem im Vergleich verschiedener Sprachen. Das ist in neuer Form die alte Frage nach dem Zusammenhang zwischen Sprache und Denken, über die die Philosophen schon zweieinhalbtausend Jahre lang nachdenken. Auf diese gedankliche Arbeit kann man allerdings das Diktum in Anwendung bringen, mit dem Immanuel Kant die zweite Ausgabe der „Kritik der reinen Vernunft“ (1787, Vorrede) eröffnet:

Ob die Bearbeitung der Erkenntnisse, die zum Vernunftgeschäfte gehören, den sicheren Gang einer Wissenschaft gehe oder nicht, das läßt sich bald aus dem Erfolg beurteilen. Wenn sie nach viel gemachten Anstalten und Zurüstungen, so bald es zum Zweck kommt, in Stecken gerät, oder, um diesen zu erreichen, öfters wieder zurückgehen und einen andern Weg einschlagen muß; imgleichen wenn es nicht möglich ist, die verschiedenen Mitarbeiter in der Art, wie die gemeinschaftliche Absicht erfolgt werden soll, einhellig zu machen: so kann man immer überzeugt sein, daß ein solches Studium bei weitem noch nicht den sicheren Gang einer Wissenschaft eingeschlagen, sondern ein bloßes Herumtappen sei, ...

Nun ist die Bearbeitung von Erkenntnissen durch Philosophen eine andere als die der Sprachwissenschaftler, wenn es um Sprachliches geht. Man sieht es plastisch an der Art, wie Georg Wilhelm Hegel das Jetzt analysiert (Phänomenologie des Geistes, Abschnitt A,1):

Auf die Frage: *was ist das Jetzt* antworten wir also zum Beispiel: *das Jetzt ist die Nacht*. Um die Wahrheit dieser sinnlichen Gewißheit zu prüfen, ist ein einfacher Versuch hinreichend. Wir schreiben diese Wahrheit auf; eine Wahrheit kann durch Aufschreiben nicht verlieren; ebensowenig dadurch, daß wir sie aufbewahren. Sehen wir *jetzt, diesen Mittag*, die aufgeschriebene Wahrheit wieder an, so werden wir sagen müssen, daß sie schal geworden ist.

Das Jetzt, welches Nacht ist, wird *aufbewahrt*, d. h. es wird behandelt als das, für was es ausgegeben wird, als ein *Seiendes*; es erweist sich aber vielmehr als ein Nichtseiendes. Das *Jetzt* selbst erhält sich wohl, aber als ein solches, das nicht Nacht ist; ebenso erhält es sich gegen den Tag, der es *jetzt* ist, als ein solches, das auch nicht Tag ist, oder als ein *Negatives* überhaupt. Dieses sich erhaltende Jetzt ist daher nicht ein unmittelbares, sondern ein vermitteltes; denn es ist als ein bleibendes und sich erhaltendes *dadurch* bestimmt, daß anderes, nämlich der Tag und die Nacht, nicht ist. Dabei ist es eben noch so einfach als zuvor.

Ein Sprachwissenschaftler würde hier sagen, dass das Wort *jetzt* ein Zeitintervall bezeichnet, das die jeweilige Sprechzeit enthält.

Nun haben sich Sprachwissenschaftler bis zu Hegels Tagen und noch lange danach mit wenigen Ausnahmen kaum für das Thema Sprache und Denken interessiert, und die beiden berühmtesten unter den Ausnahmen, nämlich Wilhelm von Humboldt und Benjamin Lee Whorf, waren eigentlich Hobbylinguisten. Insbesondere gab es vor 40 Jahren kaum empirische Untersuchungen, die über einige wenige Eigenheiten des Wortschatzes oder der Flexionsmorphologie hinausgegangen wären. Überhaupt nicht untersucht wurde, wie

Sprecher verschiedener Sprachen vorgehen, wenn sie ein und dieselbe kommunikative Aufgabe lösen sollen: Wie wird die Aufgabe konzeptualisiert, dies vor allem in Bezug auf fundamentale kognitive Kategorien von Raum und Zeit, und wie wird sie in die konkreten sprachlichen Formen der jeweiligen Sprache umgesetzt? Inwieweit hängt ersteres von dem ab, was letztere dafür zur Verfügung stellt – nicht nur von dem Potenzial, sondern auch von den Zwängen, die damit einhergehen? Dies sind in etwas ausbuchstabierter Form genau die Fragen, die im mittleren der drei zitierten Abschnitte aus der Dissertation am Beispiel der Vergangenheit illustriert wird. In Wirklichkeit ist die kommunikative Aufgabe sehr viel komplexer, sobald man über einfache Äußerungen hinausgeht und die Bildung von Texten betrachtet. Das „Heidelberger Projekt“ um Christiane von Stutterheim war nicht das einzige, das in den vergangenen Jahrzehnten den Zusammenhang zwischen sprachnahe Denken und dem tatsächlichen Sprachgebrauch vergleichend analysiert hat; aber die dortigen Untersuchungen sind die mit weitem Abstand systematischsten und differenziertesten, nicht zuletzt in ihrer Verbindung von eher traditionell-linguistischen und neueren psycholinguistischen Methoden. So ist ein Weg gezeigt.

#### 4 1984 – 3

Im Spätherbst jenes Jahres 1984, in derselben Wohnung, in der noch der Zettel am Buchregal hing, haben wir uns einmal über die Frage unterhalten, wieso sich die beiden fundamentalen Kategorien der menschlichen Kognition, nämlich Raum und Zeit, in Erzählungen und darüber hinaus in Texten überhaupt ganz unterschiedlich verhalten. Erzählungen folgen einem ganz fundamentalen Prinzip, das bereits die alten Griechen unter dem Begriff des (unzulässigen) „hysteron proteron“ gekannt haben: Das Spätere soll nicht als Erstes kommen. In neuerer Zeit wurde es in verschiedenen Weisen formuliert, von William Labov beispielsweise als das „Principle of Chronological Order“ oder Eve Clark als Regel „Order of mention follows order of events“. Der Grundgedanke ist immer derselbe: Die Zeit, über die geredet wird, verschiebt sich im Text von Satz zu Satz als ein „und dann“. Es ist ein Default-Prinzip; Abweichungen von der Regel sind durchaus möglich und werden gegebenenfalls markiert; wenn nicht, entstehen bestimmte rhetorische Effekte. Wieso gilt dies nicht gleichermaßen für den Raum? Da ist es nämlich umgekehrt: Der Raum, über den geredet wird, bleibt gleich – es sei denn, es wird eine Verschiebung markiert. Ebenso muss bei Personen, insbesondere einem Agens, eine Änderung im Regelfall markiert werden. Allerdings ist die Situation hier etwas komplizierter; manchmal muss aus grammatischen Gründen Beibehalten statt Verschieben markiert werden, etwa durch ein an deskriptivem Gehalt armes anaphorisches Element. Beobachtungen dieser Art legen den

Gedanken einer „referentiellen Verschiebung“ innerhalb der Sätze eines Textes nahe, die bestimmten Regeln folgt; wie diese Regeln aussehen, hängt einestails von den grammatischen Regularitäten der betreffenden Sprache ab, andernteils von der Art des Textes; diese wiederum hängt von der impliziten oder expliziten Frage ab, die der Text in seiner Gesamtheit beantwortet. Unsere ersten Überlegungen dazu haben wir 1985 in einem Aufsatz unter dem Titel *Text structure and referential movement* zu Papier gebracht, jedoch noch nicht veröffentlicht. In diesen seligen Zeiten, in denen Impact Factor und h-index unbekannte Größen waren, hat man seine Aufsätze nicht gleich auf den Markt gebracht, sondern hektographiert oder in Fotokopie an befreundete Kollegen geschickt und um Kommentare, Kritik und Beifall gebeten. Dies ist dann in einen stark überarbeiteten Aufsatz eingegangen, der 1987 unter dem Titel *Quaestio und referentielle Bewegung in Erzählungen* erschienen ist. Andere folgten, teils mit, teils ohne empirische Analysen. Die mit Abstand wichtigste Arbeit ist jedoch die 1997 erschienene Habilitationsschrift *Einige Prinzipien des Textaufbaus. Empirische Untersuchungen zur Produktion mündlicher Texte*, in der der Ansatz systematisch ausgearbeitet und auf mehrere Texttypen angewandt wurde. Es fällt mir schwer zu glauben, dass das auch schon über ein Vierteljahrhundert her ist.

Das Besondere an diesem Ansatz ist, dass er eine ganz alte Idee, die der Quaestio, mit einer neuen, der referentiellen Bewegung, verbunden hat. Im Folgenden will ich zunächst auf diese Verbindung und ihren historischen Hintergrund eingehen; daran schließen sich einige neue Überlegungen an, die sich aus der Idee der Quaestio und, damit verbunden, der Idee der von ihr festgelegten Alternativen ergeben.

## 5 Quaestio

Der Begriff Quaestio stammt aus der antiken Rhetorik, und wie bei so vielen Begriffen, die sich die Alten vor mehr als zwei Jahrtausenden ausgedacht haben, ist nicht ganz einfach zu verstehen, was genau sie damit gemeint haben. Ungenau bezieht er sich primär auf die Rede vor Gericht und bezeichnet den Redesachverhalt, der geklärt werden muss. Dabei kann es um zweierlei gehen, nämlich um den Tatbestand, den man durch Zeugen oder aus Indizien ermitteln muss, oder um die juristische Würdigung, die man aus dem Gesetz herleiten muss; dementsprechend unterscheidet man auch zwischen der *quaestio facti* und der *quaestio juris*. Letztlich hat sich dieser Gedanke bis heute in der Jurisprudenz gehalten, beispielsweise in der Unterscheidung zwischen Berufung und Revision; bei letzterer wird der Tatbestand als gegeben angenommen, geprüft wird nur noch auf mögliche Rechtsfehler.

Allerdings ist der alte Begriff der Quaestio nicht auf juristische Probleme beschränkt. Quintilian, dem wir die letzte antike Synthese der Redekunst verdanken, unterscheidet im Anschluss an frühere Rhetoriklehrer Rechtsfragen von Sachfragen; seltsamerweise ist die Unterscheidung daran festgemacht, ob die Frage geschrieben vorliegt oder nicht („In scripto sunt de iure, in non scripto de re“, Kapitel III, Abschnitt 5,4 ff). Bei beiden wird unterschieden zwischen definiten und indefiniten Fragen (quaestiones finitae und quaestiones infinitae); erstere beziehen sich auf bestimmte Personen, Zeiten oder Orte, letztere nicht: *Soll man heiraten?* ist eine quaestio infinita, die man durch generelle Überlegungen beantworten kann, beispielsweise wie Kierkegaard: „Heirate, und du wirst es bereuen. Heirate nicht, und du wirst es bereuen.“ Hingegen ist *Soll ich Cato heiraten?* eine quaestio finita, bei der andere Beweggründe in die Antwort eingehen, beispielsweise der von Pascal beschriebene Umstand „Le cœur a ses raisons que la raison ne connaît point“. Die Unterscheidung zwischen quaestio finita und quaestio infinita ist der einzige mir bekannte Fall aus der antiken Rhetorik, in dem bei einer begrifflichen Unterscheidung die konkrete sprachliche Form beigezogen wird. Das sollte naturgemäß auch Konsequenzen für die konkrete sprachliche Form der möglichen Antworten haben; darüber allerdings wird meines Wissens an keiner Stelle der antiken Rhetorik etwas gesagt, wie denn überhaupt der sprachliche Zusammenhang zwischen Frage und Antwort nirgends thematisiert wird.

Das ist in gewisser Weise anders in der Scholastik, die sich ja nicht nur auf die Heiligen Schriften stützt, sondern auch auf die Heiden unter den griechischen und römischen Autoren, wo es passt. Dort sind die Quaestio und die Art und Weise, wie sie beantwortet wird, das fundamentale Organisationsprinzip der Lehre.<sup>1</sup> Die Quaestio legt fest, welcher Redegegenstand zur Entscheidung ansteht; das sind keine Rechtsfragen, sondern Fragen des christlichen Glaubens. Bei der Antwort werden zunächst jene Argumente vorgebracht, die gegen die richtige Antwort sprechen; dann folgt, was gegen diese Einwände spricht, und abschließend wird die richtige Antwort im Detail ausgeführt. Hier ist ein Beispiel aus dem bedeutendsten theologischen Werk der Scholastik, der heute noch für Katholiken maßgeblichen *Summa theologiae* des heiligen Thomas von Aquin. Es geht in dieser Quaestio LII, pars prima, nicht um die berühmte spitzfindige Frage, wie viele Engel auf einer Nadelspitze Platz haben – diese Frage war in der Scholastik

---

1 Solche Organisationsprinzipien sind allerdings keine Erfindung der Scholastiker; Thomas von Aquin führt sie auf Boethius zurück. In Bezug auf Rechtsfragen findet sich Ähnliches beispielsweise bereits in Papinians *Quaestiones* (um 200 n. Chr.). Siehe dazu Babusiaux (2011) und allgemein zur Quaestio als scholastische Methode Hoye (1997).

kein relevantes Thema –, sondern um die Frage, auf wie vielen Nadeln ein Engel gleichzeitig Platz haben kann, allgemeiner um das Verhältnis von Engeln und Orten.<sup>2</sup>

Die Quaestio wird einleitend in drei Teilfragen aufgespalten, die dann separat im vorgegeben Schema beantwortet werden:

Deinde quaeritur de loco Angeli. Et circa hoc quaeruntur tria. Primo, utrum Angelus sit in loco. Secundo, utrum possit esse in pluribus locis simul. Tertio, utrum plures Angeli possint esse in eodem loco. [Nunmehr wird nach dem Ort eines Engels gefragt. Und dabei wird nach dreierlei gefragt. Erstens, ob ein Engel an einem Ort ist. Zweitens, ob er an mehreren Orten gleichzeitig sein kann. Drittens, ob mehrere Engel an demselben Ort sein können.]

Die Antwort auf die erste Frage, ob ein Engel an einem Ort ist, lautet wie folgt (die Übersetzung stammt von Celsus Maria Schneider; dieses und das obige Zitate nach der zweisprachigen Ausgabe unter <https://bkv.unifr.ch/de/works/sth/versions/summe-der-theologie>):

Erster Artikel. Jeder Engel ist in einem Orte.

a) Dagegen spricht: I. Boëtius sagt: „Allgemein ist es von den Weltweisen angenommen, daß unkörperliche Wesen in einem Orte nicht sind“ (lib. de hebdom.). Und Aristoteles (4 Phys.): „Nicht alles, was ist, findet sich an einem Orte, sondern nur der bewegliche Körper.“

II. Ein Ort ist nichts Anderes wie ein Umfang, der eine gewisse Lage hat. Alles also, was in einem Orte ist, hat eine gewisse Lage. Die Substanz des Engels aber ist frei von allem Umfange; also ist sie in keinem Orte.

III. Sein in einem Orte ist dasselbe, wie vom Orte umschlossen und von ihm gemessen sein. Das kann aber dem Engel nicht zukommen, daß sein Maß etwas Körperliches ist.

---

2 Ich habe diese Quaestio ausgesucht, weil sowohl Christiane von Stutterheim wie ich wiederholt zu Problemen der Raumreferenz veröffentlicht haben, dabei waren unsere Auffassungen nicht immer dieselben. Ich denke noch immer dankbar daran, wie sie seinerzeit auf einige Probleme aufmerksam gemacht hat, die sich einstellen, wenn es nicht um die Lokalisierung von Objekten, sondern die von Sachverhalten geht, also nicht *Die Tasse stand auf dem Tisch*, sondern beispielsweise *Unter dem Dach war es kalt*. Da wäre es nun interessant zu wissen, wie sich dies bei Entitäten verhält, die weder materielle Objekte noch Sachverhalte sind. Ich selber finde die Argumentation des heiligen Thomas schwer widerleglich.

Auf der anderen Seite heißt es im Gebete: „Deine heiligen Engel mögen wohnen in diesem Hause und uns im Frieden beschützen.“

b) Ich antworte, daß der Engel in einem Orte sich findet. Nicht aus demselben Grunde aber wird vom Engel dies ausgesagt wie vom Körper. Denn der Körper ist dadurch in einem Orte, daß er kraft der Berührung seines Umfanges an den Ort gebunden wird. Der Engel aber hat in seiner Natur keinen Umfang; wohl aber besitzt er einen gewissen Umfang in seiner wirkenden Kraft. Daher demgemäß weil der Engel seine Kraft auf einen Ort richtet, wird von ihm gesagt, er sei in einem körperlichen Orte. Danach wird also der Engel nicht gemessen vom Orte und er hat keine bestimmte Lage in einem Orte; das kommt nur einem Körper zu, der mit seinem Umfange den Ort berührt. Vielmehr mißt der Engel und hält zusammen durch seine Kraft den Körper, der im Orte ist und nicht umgekehrt. So ist ja auch die menschliche Seele im Körper; nicht als von diesem gemessen und zusammengehalten, sondern als ihn messend und zusammenhaltend.

In der Scholastik wird also klar vorgegeben, wie die Antwort auf eine strittige Frage auszusehen hat, auch wenn diese Vorgaben nicht immer so rigide befolgt werden. In ganz ähnlicher Weise wird auch die scholastische Disputation gehandhabt, die ja ein wesentliches Element der akademischen Ausbildung ausgemacht hat (manchmal wünscht man es sich zurück). Was hingegen nicht vorgegeben wird, ist die konkrete sprachliche Form der Antwort, ganz egal, ob sie in einem kurzen Satz erfolgte (was in der Regel nicht der Fall war) oder in einem mehr oder minder langen Text. Ein solcher Text war in sich sehr wohl strukturiert, aber nicht nach sprachlichen Kriterien.

Jetzt mache ich einen langen Sprung nach Nijmegen im Jahr 1978 (immer noch ein Drittel kürzer als der Sprung von Quintilian zu Thomas von Aquin). In diesem Jahr hatte der Soziologe Max Miller, damals Mitarbeiter an der Max-Planck-Projektgruppe Psycholinguistik, die schöne Idee, die Entwicklung moralischer Normen von Kindern nicht zu untersuchen, indem man sie einzeln befragt (da sagen Kinder gerne, was ihrer Einschätzung nach die Erwachsenen hören wollen), sondern dadurch, dass man sie unter sich in einer kleinen Gruppe über moralische Dilemmata diskutieren lässt, beispielsweise *Darf ein Mann eine Bank überfallen, wenn er nur so das Geld für die lebensrettende Operation seiner Frau beschaffen kann?*. Da sieht man, wie die Kinder tatsächlich ticken. Es zeigt sich, dass Kinder schon vor der Schulzeit erstaunlich gut mit einer solchen Quaestio infinita umgehen können, auch wenn man sich bisweilen über ihre Argumente wundert („Ja, sonst muss er sich doch eine neue Frau suchen“). Kollektive Argumentationen sind in der Argumentationstheorie so gut wie nie behandelt worden, erst recht

nicht solche unter Kindern; deshalb ist eine Analyse solcher authentischer Gesprächsdaten sehr schwierig. Max Miller hat mich damals gefragt, ob ich eine Idee dazu hätte, und so habe ich mir ein Verfahren ausgedacht, wie man zwei zusammengehörige, aber klar verschiedene Dinge analysieren kann: einerseits die „Logik der Argumentation“, d. h. die Art und Weise, wie das Argument im Hin und Wider entwickelt wird, und andererseits die „Logik des Arguments“, d. h. einer abstrakten propositionalen Struktur, in der eine Proposition durch andere gestützt wird, bis durch die letzte und oberste Proposition die Quaestio beantwortet wird. Das Ergebnis dieser Zusammenarbeit war ein kleiner gemeinsamer Aufsatz (Miller und Klein, 1981), ein ganzes Buch dazu von ihm und mehrere Aufsätze von mir, in denen das Verfahren entwickelt und auf Argumentationen unter Erwachsenen angewandt wird. Ein wesentliches Element darin war die Idee der „komplexen sprachlichen Handlung“, die kollektiv oder individuell sein kann. Argumentationen sind nur ein Sonderfall davon, es gibt viele andere, und eine jede kann durch eine charakteristische Frage – eine Quaestio – gekennzeichnet werden: *Soll man heiraten? Was spricht dagegen, bei minderen Vergehen die Prügelstrafe wieder einzuführen? Wo geht es denn hier zum Goethehaus? Wie spielt man Skat? Was ist denn mit deiner Nase passiert? Wo kommen die kleinen Kinder her?* und viele andere mehr. So erhält man eine sehr flexible Charakterisierung von Texttypen, die von mehreren gemeinsam oder von jemandem allein geschaffen werden. Damals habe ich einige solcher komplexen sprachlichen Handlungen untersucht, neben Argumentationen auch Wegauskünfte und Erzählungen; an der durch die Quaestio *Wie spielt man Skat?* initiierten Aufgabe bin ich elendiglich gescheitert.

Dieser Quaestio-Begriff geht insofern deutlich über den antiken und mittelalterlichen hinaus, als er erstens in flexibler Weise auf viele komplexe sprachliche Handlungen anwendbar ist, und zweitens dadurch, dass sich das Vorgehen und damit der zu schaffende Text weithin aus der Art der Quaestio ergibt. Die klassische Quaestio macht auch Vorgaben, sie sind aber sehr global, und sie strukturieren die sprachliche Gestalt der Antwort nicht. In meinen eigenen Arbeiten zu komplexen sprachlichen Handlungen war dies allerdings auch noch nicht berücksichtigt. Geleistet wurde es erst durch die Verbindung *Quaestio und referentielle Bewegung* – besser gesagt, partiell geleistet, denn die Vorgaben schränken nur den Spielraum ein, und es ist möglich, gegen sie zu verstoßen. Dies führt dann zu speziellen Effekten. In Klein und von Stutterheim (1987, S. 163) heißt es dazu einleitend:

Der Gesamtaufbau eines Textes, die Art und Weise, wie sich das Mitgeteilte von einer Äußerung zur nächsten entfaltet, schließlich auch der Aufbau der einzelnen Äußerung unterliegen einer Reihe von Beschränkungen. Viele darunter rühren daher, daß der Text in seiner Gesamtheit

dazu dient, eine – explizite oder implizite – Frage zu beantworten – die Quaestio des Textes. Die einzelnen Äußerungen liefern dazu in wohlbestimmter Weise jeweils einen bestimmten Beitrag.

Dieser Grundgedanke wird dann in fünf des längeren ausgeführten Punkten entfaltet; hier sind diese Punkte nur genannt, auf einen davon gehe ich im nächsten Abschnitt näher ein:

- A. Ein wohlgeordneter Text beantwortet eine Quaestio.
- B. Die Quaestio legt Hauptstruktur (Vordergrund) und Nebenstrukturen (Hintergrund) des Textes fest.
- C. Die Quaestio legt teilweise fest, was zur Topik und was zum Fokus einer Äußerung der Hauptstruktur zählt.
- D. Die Quaestio legt teilweise fest, wie bestimmte Referenzbereiche innerhalb einer Äußerung zu belegen sind.
- E. Die Quaestio legt teilweise die referentielle Bewegung zwischen Äußerungen der Hauptstruktur fest.

A konstatiert den Grundgedanken, den man als eine Entfaltung der antiken und mittelalterlichen Quaestio-Idee sehen kann; die folgenden Punkte fassen diese Entfaltung zusammen. B dient dazu, Äußerungen, die nicht direkt auf die Quaestio reagieren, wohl aber kommunikativ wichtig sein können, gleichsam auszusortieren; C greift nun in die einzelne Äußerung ein und legt dort (partiell) die Informationsstruktur fest; D legt partiell die semantischen Bestandteile, die insgesamt eine Äußerung ausmachen, fest, und E schließlich legt fest, wie diese semantischen Bestandteile sich von einer Äußerung zur nächsten weiterentwickeln; es sei an das Ausgangsbeispiel vom Herbst 1974 erinnert, dass sich die Zeit im Regelfall verschiebt, wenn nichts anderes gesagt wird, dass aber der Raum erhalten bleibt, wenn nichts anderes gesagt wird.

All dies wurde seinerzeit ausführlich konkretisiert. Manches würde man heute sicher anders machen, anderes wurde nie ausgenutzt. Im Folgenden will ich einen Punkt herausgreifen und weiterentwickeln. Er betrifft den notorisch schwierigen Begriff „Topik“, einen der Kernbegriffe der Informationsstruktur.

## 6 Alternative und Alternanten

Der heilige Thomas hat, wie wir gesehen haben, seine Quaestio LII „quaritur de loco Angeli“ einleitend in drei Teilfragen aufgespalten; mit einer solchen, allerdings ganz anders motivierten Aufspaltung fängt auch unsere Erläuterung des Grundgedankens „Ein wohlgeordneter Text beantwortet eine Quaestio“ an (S. 164):

Die drei Fragen

- (1) Was geschah dann?
- (2) Wohin legte Lotte ihre Hand?
- (3) Wer legte die Hand auf die meinige?

stellen den Gefragten vor drei unterschiedliche Alternativen und verlangen von ihm, die jeweilige Alternative zu entscheiden. Unter „Alternative“ verstehen wir dabei die Wahl zwischen zwei oder mehr Möglichkeiten. Im ersten Fall ist der Gefragte aufgefordert, eines von verschiedenen denkbaren Geschehnissen anzugeben, die zu einer bestimmten Gelegenheit hätten passiert sein können — wobei diese Gelegenheit selbst nur ungefähr angedeutet wird („dann“). Im zweiten soll er einen unter den verschiedenen Orten angeben, auf die Lotte bei jener (nur aus dem Kontext erschließbaren) Gelegenheit ihre Hand gelegt haben könnte. Und im dritten soll er angeben, welche Person es war, die bei einer bestimmten gleichfalls nur dem Kontext entnehmbaren Gelegenheit die Hand auf die des Fragers gelegt hat. Alle drei Alternativen kann der Gefragte dadurch entscheiden, daß er den Satz

- (4) Lotte legte ihre Hand auf die meinige.

äußert. Allerdings ist in diesen drei Fällen die Intonation deutlich verschieden. Dies spiegelt eine Aufgliederung der gesamten Äußerung in zwei unterschiedliche Komponenten wider — eine erste, die wiederum die Alternative angibt, die es zu entscheiden gilt, und eine zweite, die angibt, welche der Alternanten der Sprecher tatsächlich wählt, d. h. wie er die anstehende Alternative spezifiziert. Eine solche Alternative, die zur Entscheidung ansteht, bezeichnen wir als die Topik einer Äußerung, jene Alternante, die dann tatsächlich gewählt wird, als ihren Fokus. Im letzten Fall, also nach (2), ist der Fokus jener Ort, der in (4) durch den Ausdruck „auf die meinige“ ungefähr bezeichnet wird, im dritten ist es jene Person, auf die in (4) durch den Ausdruck „Lotte“ Bezug genommen wird, im ersten schließlich das Geschehnis, welches der gesamte Satz (abzüglich des auf die Vergangenheit verweisenden Tempusmorphems) zum Ausdruck bringt. Die Begriffe Topik und Fokus, wie wir sie hier verwenden, beziehen sich auf Bedeutungen, nicht auf Ausdrücke. Man muß daher zwischen Topik und Fokus einerseits, Topikfestlegung und Fokusfestlegung andererseits unterscheiden.

Diese Definition von Topik und Fokus entspricht keiner der damals und oftmals auch heute noch gängigen Vorstellungen, also beispielsweise der auf Georg von der Gabelentz zurückgehenden Idee, dass es etwas gibt, worüber

etwas gesagt wird, und etwas, das darüber gesagt wird („aboutness“), oder der auf Henri Weil zurückgehenden Idee, dass die Rede von etwas Bekanntem zu etwas Unbekanntem fortschreitet („given – new“); beides findet sich in vielen Varianten und Kombinationen. Die Idee hier ist vielmehr, dass eine zu entscheidende Alternative aufgemacht wird, aus der dann ein Element ausgewählt wird; die Alternative kann dabei mehr als zwei Elemente enthalten. Im einfachsten Fall entspricht das der Relation Frage : Antwort. In Wirklichkeit ist es weitaus komplexer, denn diese Dichotomie kann sich ganz oder teilweise innerhalb eines Satzes finden. In unserem Aufsatz geht es nicht vorrangig um Bedeutung und Form von Topik und Fokus; die Dichotomie wird dort primär dafür genutzt, um die referentielle Bewegung in der Hauptstruktur von Erzählungen – den „narrative thread“ – zu erfassen.

Seither sind fast vier Jahrzehnte vergangen, es ist viel, sehr sehr viel zur Informationsstruktur geforscht worden, und man würde hoffen, dass nun eine gewisse Klarheit bei Fakten und Begriffen eingekehrt ist. Aber es verhält sich wohl eher so, wie einmal ein kenntnisreicher Literaturwissenschaftler über den Ursprung des Amadis-Romans – des Musters aller Ritterromane – gesagt hat: Je mehr man in dieser Sache geforscht hat, umso unklarer wurde sie. Das umfassende Handbuch von Fery und Ishihara (2016) vermittelt ein beeindruckendes Bild von dem bestehenden Wirrsal an Beobachtungen und Begriffen. Im Folgenden möchte ich daher nicht versuchen, Begriffe wie Topik, Kommentar, Thema, Rhema oder Fokus einer neuen Sektion zu unterziehen, sondern einen Weg gehen, bei dem solche Begriffe sich eher als Spezialfälle eines allgemeineren Phänomens erweisen. Der Ansatz dazu ist die Idee der Alternative, aus der ein Element ausgewählt wird.

Nach dieser Idee wird, wenn Gedanken in Worte umgesetzt werden, fortwährend eine Auswahl aus verschiedenen Alternativen getroffen. Dazu ist dreierlei erforderlich:

- die „Auswahlmenge“ muss klar sein;
- das „ausgewählte Element“ muss klar sein;
- es muss klar sein, *dass* dies das ausgewählte Element ist.

Wie immer in der menschlichen Kommunikation können die erforderlichen Informationen aus dem lexikalischen Gehalt der einfachen oder zusammengesetzten Ausdrücke stammen oder aber, nicht weniger wichtig, aus dem Kontext, also aus dem, was zuvor oder danach gesagt wird, aus dem Situationswissen oder aus dem allgemeinen Weltwissen der Beteiligten.

Das deutsche Wort „Alternative“ wird leider in zwei Weisen verwendet: Einmal meint man damit eine Menge von zwei oder mehr einander ausschließenden Möglichkeiten, von denen eine ausgewählt werden kann (*Wir stehen nun vor der folgenden Alternative*), oder man meint eine dieser Möglichkeiten

(Zu diesem Verbot gab es seinerzeit keine Alternative). Im Folgenden wird wie schon im Aufsatz von 1987 „Alternative“ für die Auswahlmenge verwendet und „Alternanten“ für die verschiedenen Elemente, aus denen sie besteht. Wesentlich ist nun, dass man bei sprachlichen Ausdrücken mindestens drei Arten von Alternativen und entsprechend ihren Alternanten unterscheiden muss. Das kann man sich an dem Ausdruck *drei grüne Blätter vor Augen führen* (ich versuche, das so zu beschreiben, dass es trivial erscheint – ist es aber nicht):

Typ A. Die meisten lexikalischen Einheiten haben mehrere Lesarten. Man hat bei *drei grüne Blätter* also eine Alternative wie (mindestens) {*blatt*-Laub, *blatt*-Papier, *blatt*-Säge} ebenso wie eine Alternative wie (mindestens) {*grün*-Farbe, *grün*-Erfahrung, *grün*-Politik}; keine Lesarten und mithin keine Alternative gibt es bei *drei*. Solche „Lesartenalternativen“ bestehen also innerhalb einer bestimmten Wortform, es sind „intralexikalische Alternativen“.

Typ B. Die zweite Art von Alternativen besteht darin, dass ein Wort (und analog ein zusammengesetzter Ausdruck) immer im Gegensatz zu Wörtern steht, die eine andere phonetische oder graphematische Form haben. Das ist die klassische Idee der strukturellen Semantik: {*blatt*, *zweig*, *knospe*, *blüte*, ...} bzw. {*grün*, *rot*, *farblos*, *bunt*, ...}. Hier sind die Alternativen also „interlexikalisch“. Genau besehen ist dies eine Vereinfachung, denn der Gegensatz besteht normalerweise nicht zwischen verschiedenen lexikalischen Einheiten, sondern zwischen bestimmten Lesarten verschiedener lexikalischer Einheiten. Das ändert aber nichts an der grundsätzlichen Unterscheidung.

Typ C. Die dritte Art von Alternativen rührt daher, dass verschiedene Entitäten durch ein und denselben Ausdruck beschrieben werden können, also die von ihm angegebenen Eigenschaften haben. Es gibt schon bei einem einzigen Baum, der 300 000 Blätter haben mag, Milliarden von Entitäten, die unter die Beschreibung *drei grüne Blätter* fallen: {*grünes blatt*-1953, 1987, 18951, *grünes blatt*-34, 4711, 69117, *grünes blatt*-206421, 4, 33, ...}. Es sind dies also „referentielle Alternativen“ oder, wie ich im Folgenden sagen will, „extralexikalische Alternativen“. In diesem Beispiel sind die Alternanten Objekte, also von jener Art, die man gewöhnlich durch Nominalphrasen beschreibt. Es kann sich aber auch um Ereignisse, Prozesse, Aktivitäten, Zustände, kurzum um Situationen handeln; es gibt Milliarden von Situationen, die unter die Beschreibung *Es war kalt*. fallen, weil es endlos viele Zeiten und Orte gibt, an denen es kalt war.

Man muss also zwischen intralexikalischen, interlexikalischen und extralexikalischen Alternativen unterscheiden. In allen drei Fällen erfolgt die

Auswahl durch Informationen aus dem Kontext. Dazu zählt natürlich auch der unmittelbare sprachliche Kontext, insbesondere der im selben Satz wie in *die drei grünen Blätter, die da auf dem Tisch liegen* oder *Am 14. Oktober 1953 war es in München kalt*. Die sprachlichen, situativen und aus dem Weltwissen rührenden Informationen bestimmen aber im konkreten Fall nicht nur die Auswahl aus einer gegebenen Alternative, sondern auch, was alles zu dieser Alternative gehört. In einer bestimmten Redesituation sind interlexikalische Alternanten zu *grün*, die nicht gleichfalls eine Farbe sind, völlig irrelevant und daher aus der Auswahlmenge ausgeschlossen, und ebenso sind in einer bestimmten Situation Zeiten und Orte aus der Auswahlmenge ausgeschlossen, in denen es zwar auch potenziell kalt war, die aber im Redezusammenhang keine Rolle spielen. All dies verlangt nach vielen weiteren Erläuterungen, aber es reicht für das, was ich zeigen will, nämlich welche Rolle dieser Mechanismus von Auswahlmenge, ausgewähltem Element und der Angabe seines Status in der Informationsstruktur des einfachen Satzes („clause“) und bei der Definitheit von Nominalphrasen spielt.

Mein erstes Beispiel geht auf eine Einsicht zurück, zu der ich vor etlichen Jahren gekommen bin (siehe z. B. Klein, 2006), allerdings ohne jeden Bezug zu der Idee der Auswahl aus Alternativen. Ist die folgende Assertion wahr oder falsch?

- (1) Kein Geistlicher hat ihn begleitet.

Auf diese Frage gibt es keine Antwort, solange man nicht weiß, von welcher Situation die Rede ist. Wenn die Situation, um die es geht, die Beerdigung von Papst Benedikt XVI. ist, dann ist die richtige Antwort „falsch“ (nachgerade grottenfalsch). Geht es hingegen um die Beerdigung von Werther, dann ist die richtige Antwort „wahr“ (jedenfalls wenn die ganze Geschichte wahr ist). Daraus folgt etwas ganz Wesentliches:

*Jede Assertion ist relativ zu der Situation, über die etwas gesagt wird; daher ist es nicht sinnvoll zu sagen, dass eine Assertion wahr oder falsch ist, wenn nicht klar ist, über welche Situation gesprochen wird.*

Eigentlich ganz offenkundig. Es gilt für Hauptsätze wie *Kein Geistlicher hat ihn begleitet*. Es gilt analog auch für Nebensätze wie *Wenn ihn kein Geistlicher begleitet hat*, mit dem wichtigen Unterschied, dass in diesem Fall explizit als **unentschieden** markiert wird, ob die betreffende Situation diese Eigenschaften hat oder nicht; in einer Assertion hingegen wird markiert (typischerweise durch die Position des finiten Elements und durch den finalen Intonationsfall), dass die Situation, über die geredet wird, die betreffenden Eigenschaften hat.

Hier ein etwas anderer Fall, der den entscheidenden Punkt verdeutlicht. Eines frühen Morgens schaut Henriette aus dem Fenster und sagt zu Margarete:

(2) Es schneit.

Diese Aussage bezieht sich also auf die Landschaft, die die Sprecherin gerade sieht; eine entsprechende Frage hätte sein können: „Was siehst du gerade draußen?“ Das ist hinsichtlich der Situation, über die gesprochen wird, etwas unscharf, z. B. wie weit das gerade Gesehene reicht. Dies ist typisch für natürliche Sprache – es gibt einen gewissen Interpretationsspielraum, der oft, aber nicht immer, durch Kontextinformationen gefüllt wird. In jedem Fall bezieht sich die Behauptung auf eine bestimmte Situation, und ihr Wahrheitsgehalt muss relativ zu dieser Situation beurteilt werden. In einer Sprachsituation wie der vorliegenden ist es trotz der verbleibenden Unschärfe sicherlich klar genug, über welche Situation geredet wird.

Wie kann man wissen, über welche Situation geredet wird? Die notwendigen Informationen können sich aus dem Kontext ergeben, z. B. durch eine vorangehende Frage („Was wissen Sie über *Werthers Leiden*?“), durch die Tatsache, dass die Äußerung Teil eines längeren Textes ist (z. B. auf den Satz *Am 31. Mai wurde er begraben* folgt), oder durch die kommunikative Situation, z. B. wenn jemand bei einem Fußballspiel zu seinem Nachbarn *Fantastisch!* über die Aktion des Torhüters sagt, die sie gerade gesehen haben. Oder sie wird von der Äußerung selbst geliefert; in diesem Fall wird ein Teil ihres beschreibenden Inhalts verwendet, um die Situation, über die geredet wird, zu identifizieren. Der andere Teil wird genutzt, um die Informationen anzugeben, die der so identifizierten Situation zusätzlich zukommen. Dies gilt für Assertionen; bei der entsprechenden Frage, hier also „Hat ihn ein Geistlicher begleitet?“ hat man dieselbe Aufteilung in einen Identifikationsteil und einen Zusatzteil, und es wird als nicht entschieden, sondern als zu entscheiden markiert, ob ersterer letzterem zukommt; beispielsweise durch ein Fragewort, durch Voranstellung des Finitums oder durch die Intonation. Und ebenso kann markiert werden, dass dies unentschieden ist, z. B. in einem „wenn-Satz“. In jedem Satz hat man mithin

- einen „I-Teil“, der die Situation, über die geredet wird, festlegt, soweit sich das nicht bereits aus dem Kontext – etwa einer expliziten Frage – ergibt; der I-Teil liefert großenteils gegebene Information, die daher beibehalten werden kann und typischerweise auch wird;
- einen „Z-Teil“, der weitere mögliche Eigenschaften angibt; dabei handelt es sich typischerweise um „neue“ Information, die das, was über die Situation bereits bekannt ist, bereichert;
- einen „R-Teil“, der angibt, wie die Relation zwischen beiden ist.

Ich habe das hier ohne Bezug auf die traditionelle Terminologie dargestellt; aber es liegt nahe, die Situation, über die geredet wird, als die „Topiksituation“ zu bezeichnen und den Z-Teil als den „Kommentar“ (nach manchen auch als Fokus oder als Rhema); für den R-Teil gibt es kein entsprechendes Gegenstück. Aber Begriffe wie „gegeben / alt / bekannt / vorausgesetzt“ versus „neu / unbekannt“ sind hier keine Definitionsmerkmale, sondern Eigenschaften, die typischerweise mit der Funktion von I-Teil und Z-Teil einhergehen, aber nicht müssen. Auch ist hier die „Topik“ nicht ein Teil des Satzes, beispielsweise das Subjekt; vielmehr ist es eine ganze Situation, deren bisher angegebene Eigenschaften nun noch ergänzt werden.

Was hat all dies nun mit der Idee der Alternative und der zu wählenden Alternante zu tun? Es ist nichts als ein spezieller Fall davon. Der I-Teil legt eine Menge von Alternanten fest, nämlich die möglichen Z-Teile; der R-Teil markiert dann den tatsächlich angegebenen Z-Teil als ausgewählt, bei einer Assertion also als „hat diese Eigenschaften“. Man kann sich das ein wenig wie ein Porträt vorstellen, das schon weithin gemalt ist; aber eine Stelle ist freigelassen, um wahlweise einen Borsalino, einen Bowler, eine Mitra oder einen Steyrerhut einzufügen; eines davon wird ausgewählt, reingemalt und dadurch als ausgewählt markiert.

Die Alternative ist in diesem Fall von Typ B – es geht um einen Gegensatz zwischen lexikalischen Alternanten, die der Situation zugeschrieben werden können. Bei einer W-Frage wie *Was lag unter dem Baum?* könnte sie – je nach weiterem Kontext – beispielsweise {ein grünes Blatt, drei grüne Blätter, vier rote Blätter, sieben tote Mäuse, ein Gartenzwerg, ...} sein. Dasselbe gilt typischerweise für einen Deklarativsatz *Daneben sah man ...*<sup>3</sup> Bei einer Interrogativfrage wie *War es kalt?* ist – sehr vereinfacht gesagt – die Alternative {*kalt sein*, *diff-kalt sein*}, wobei mit „diff-kalt“ alle von „kalt“ verschiedenen, aber kontextuell plausiblen Eigenschaften gemeint sind; hier gibt es mancherlei Komplikationen, auf die ich hier nicht eingehe. Die Alternative ist also gleichfalls interlexikalisch.<sup>4</sup>

In meinem zweiten Beispiel für den Alternative-Alternante-Mechanismus geht es hingegen um extralinguistische Alternativen (Typ C), also um die Wahl zwischen Entitäten, die unter die **gleiche** Beschreibung fallen. Das können

---

3 *Ceterum censeo*: Es spielen immer auch Informationen aus dem weiteren Kontext mit.

4 Am Rande sei hier angemerkt, dass in der „Alternative Semantics“, wie sie von Mats Rooth, Arnim von Stechow, Manfred Krifka und anderen entwickelt wurde, die Alternativen interlexikalisch sind. Das ist überhaupt die Voraussetzung dafür, dass der Fokus prosodisch hervorgehoben ist. Wenn die Alternative aus Alternanten besteht, die allesamt durch den gleichen Ausdruck beschrieben werden, kann man den Gegensatz zwischen ihnen nicht prosodisch hervorheben. Man kann sagen *Er hat keinen Hund gekauft, sondern ein Pferd*, aber es hat keinen Sinn zu sagen *Er hat kein Pferd(-Taylor) gekauft, sondern ein Pferd(-Rose)*.

Situationen sein, es gibt, wie schon bemerkt, Milliarden von Situationen, die durch *Es war kalt*. korrekt beschrieben sind. Im Folgenden geht es aber nur um unbelebte oder belebte Objekte, also Gegenstände oder Lebewesen, die gewöhnlich durch Nominalphrasen beschrieben werden.

Eine solche Alternative ist beispielsweise {*ein Pferd-Taylor, ein Pferd-Rose, ein Pferd-Rosinante*}, eine andere Alternative ist {*zwei Pferde-Rose-Taylor, zwei Pferde-Rosinante-Halla*} und wieder eine andere {*Pferde-jede Menge, die aus mehr als einem Pferd besteht*}<sup>5</sup>. Die Ausdrücke *ein Pferd, zwei Pferde, Pferde* sind allesamt unbestimmt in Bezug darauf, welche Entitäten nun tatsächlich gemeint sind: Sie sind in dieser Hinsicht „indefinit“. Das heißt ganz einfach, dass die durch den Ausdruck (und den Kontext!) spezifizierte Alternative verschiedene Alternanten enthält; er ist referentiell mehrdeutig. Um diese Mehrdeutigkeit aufzulösen, müssen Informationen aus dem Kontext herangezogen werden. Das ist beispielsweise der Fall, wenn der indefinite Ausdruck im Skopus eines anderen Ausdrucks steht, der eine Alternante festlegt, beispielsweise *Auf der Weide standen zwei Pferde*. Festgelegt wird sie, weil der Satz nur eine einzige Situation – zu einer bestimmten, im Satz aber nicht genannten Zeit in der Vergangenheit auf der Weide stehen – beschreibt, und relativ zu dieser Situation geht es um zwei bestimmte Pferde, nämlich die beiden, die da auf der Wiese standen. Deutlicher kann man dies machen, wenn man die Singularität der Situation durch ein entsprechendes Adverbiale explizit macht, wie etwa *Als ich ankam, standen zwei Pferde auf der Weide*. Hingegen ist mit *Dreimal standen, als ich ankam, zwei Pferde auf der Weide* nichts darüber gesagt, ob es dreimal dieselben sind oder nicht. Allerdings macht dieser Satz eine Auswahl für jede einzelne dieser drei Situationen; es gibt also wohl eine Singularität, aber sie bezieht sich auf die jeweilige Situation.

„Indefinit“ heißt bei dieser Betrachtungsweise einfach „der Ausdruck definiert eine Alternative, wählt aber keines ihrer Elemente aus“. Traditionell stellt man indefiniten Ausdrücken definite gegenüber, oft in Verbindung mit der Unterscheidung zwischen indefinitem und definitem Artikel: *ein Pferd – das Pferd*. Das ist allerdings irreführend, denn man hat ja denselben Gegensatz bei *zwei Pferde – die zwei Pferde, viele Pferde – die vielen Pferde*, und ganz einfach *Pferde – die Pferde*. Der „unbestimmte“ Artikel ist lediglich ein Zahlwort, das beim Singular ausgelassen wird, es sei denn, man verwendet es kontrastiv: *das eine Pferd – das andere Pferd*. Was aber leistet der „bestimmte“ Artikel in all diesen Fällen? Darüber gibt es eine reiche Literatur und eine Reihe von Theorien, zu denen allesamt es viele nicht-triviale Gegenbeispiele gibt (vgl. dazu Klein, 2000). Die Idee der Alternativenauswahl gibt eine recht einfache Antwort: Die Nominalphrase ohne definiten Artikel wie *zwei Pferde* gibt eine Alternative an; der Hinzufügung eines definiten Artikels wie in *die*

---

5 *Ceterum censeo*: Der Kontext liefert gleichfalls Informationen.

*beiden Pferde* markiert, dass eine Auswahl daraus getroffen ist. Der Artikel sagt allerdings nicht, was die ausgewählte Alternante ist, kann er auch gar nicht, denn alle Alternanten werden gleich beschrieben: Der Ausdruck *die zwei Pferde* hat keinen größeren deskriptiven Gehalt als der Ausdruck *zwei Pferde* allein, ebenso hat *die vielen Pferde* keinen höheren deskriptiven Gehalt als *viele Pferde* allein. Man weiß aber immerhin, dass eine Auswahl getroffen ist und der Ausdruck relativ zur Alternative referentiell singular sind. Will man wissen, was die Alternanten nun sind, muss man wiederum jenseits des Ausdrucks selbst zu Rate ziehen. Es mag allerdings sein, dass die Alternative selbst nur ein Element enthält, wie beim Superlativ: *der höchste Berg in Europa*. Es gibt nur eine Entität, die durch *höchster Berg in Europa* richtig beschrieben werden kann, und deshalb kann man da die Markierung „Auswahl gemacht“ setzen. Wohl gibt es auch eine Gruppe *drei höchste Berge in Europa*, und diese Gruppe (!) ist wiederum singular; deshalb kann man sagen *die drei höchsten Berge in Europa*, obwohl nicht jeder Berg am höchsten ist.

Wenn Ausdrücke mit dem definiten Artikel wie *das braune Pferd* in der traditionellen Literatur als „einzig“ oder als „beibehalten“ charakterisiert werden, dann liegt dies einfach daran, dass *braune Pferd* nur eine Alternative angibt, während *das braune Pferd* zusätzlich angibt, dass daraus ein Element ausgewählt ist. Es sagt nicht, was dieses Element ist, es sagt nur „such im Kontext!“ oder „schau, was die Situation ist!“. Für die Singularität haben wir das eben gesehen. Ein typisches Beispiel für die „beibehalten“-Vorstellung sind Folgen wie *Auf der Weide standen ein braunes und ein schwarzes Pferd. Das braune Pferd ...* Dass man das braune Pferd beim zweiten Vorkommen als „beibehalten“ (oder „anaphorisch“) versteht, liegt nicht daran, dass der definite Artikel Anaphorizität ausdrückt, sondern daran, dass er markiert „ein braunes Pferd aus der Alternative ausgewählt“, und das einzige Pferd, das dafür in Frage kommt, ist das im vorigen Satz als auf der Weide stehend genannte. Die vieldiskutierten Eigenschaften, die mit der Definitheitsmarkierung einhergehen, sind daher für diese nicht definitorisch, es sind natürliche Konsequenzen des Spiels von Alternative und Auswahl aus der Alternative.<sup>6</sup>

---

6 Im Jahre 1905 entwickelte Bertrand Russell seine berühmte Singularity-Theory des definiten Artikels. Er beschließt seinen Essay mit den Worten: „Of the many other consequences of the view I have been advocating, I will say nothing. I will only beg the reader not to make up his mind against the view – as he might be tempted to do, on account of its apparently excessive complication – until he has attempted to construct a theory of his own on the subject of denotation. This attempt, I believe, will convince him that, whatever the true theory may be, it cannot have such a simplicity as one might have expected beforehand.“

Es ist schon erstaunlich, dass es auch heute, mehr als ein Jahrhundert danach, für *the* – das mit Abstand häufigste Wort der mit Abstand meistuntersuchten Sprache der Welt –, keine allgemein akzeptierte Analyse gibt, schon gar keine einfache. Hier ist

Damit kehre ich noch einmal zurück zum Ausgangspunkt, nämlich der Art, wie die „Topik-Fokus-Struktur“ in Klein und von Stutterheim (1987) beschrieben wurde:

Dies spiegelt eine Aufgliederung der gesamten Äußerung in zwei unterschiedliche Komponenten wider – eine erste, die [...] die Alternative angibt, die es zu entscheiden gilt, und eine zweite, die angibt, welche der Alternanten der Sprecher tatsächlich wählt, d. h. wie er die anstehende Alternative spezifiziert.

Dort ging es nur um die Frage, wie die Quaestio eines Textes dessen Struktur vorgibt. Was dort angedeutet wurde, ist aber weitaus fruchtbarer; es kann eine Reihe von vieldiskutierten Problemen der Sprachtheorie auf recht einfache Weise lösen, oder zumindest einen Weg dahin zeigen.

## 7 Excipit

Nicht jeder liebt Stifters *Nachsommer*. Es ist ein Buch, in dem auf vielen hundert Seiten wunderbarer Prosa wenig passiert, außer dass ein junger Mann herausfindet, wie er leben soll. Er sucht es nicht bewusst, es ergibt sich gleichsam von selbst. Am Ende heißt es dann:

Was mich selber anbelangt, so hatte ich [...] die Frage an mich gestellt, ob ein Umgang mit lieben Freunden, ob die Kunst, die Dichtung, die Wissenschaft das Leben umschreibe und vollende oder ob es noch ein Ferneres gäbe, das es umschließe und es mit weit größerem Glück erfülle. [...] Ob ich es nun in der Wissenschaft, der ich nie abtrünnig werden wollte, weit werde bringen können, ob mir Gott die Gnade geben wird, unter den Großen derselben zu sein, das weiß ich nicht; aber eines ist gewiß, das reine Familienleben [...] ist gegründet, es wird, wie unsre Neigung und unsre Herzen verbürgen, in ungeminderter Fülle dauern, ich werde meine Habe verwalten, werde sonst noch nützen, und jedes, selbst das wissenschaftliche Bestreben, hat nun Einfachheit, Halt und Bedeutung.

So schön denkt sich einer eine Antwort auf die Quaestio *Wie sollen wir leben?* aus. Aber das Leben hat seine eigenen Antworten.

---

ein Vorschlag: Das Wort *the* in *the xyz* markiert, dass aus der von *xyz* beschriebenen Auswahlmenge genau ein Element ausgewählt ist. Es sagt nicht, welches; dazu muss man den Kontext zu Rate ziehen.

## Literatur

- Babusiaux, U. (2011). *Papinians Quaestiones: Zur rhetorischen Methode eines spät-klassischen Juristen*. C. H. Beck. <https://books.openedition.org/chbeck/1212>.
- Fery, C. & Ishihara, S. (Hrsg.) (2016). *The Oxford Handbook of Information Structure*. Oxford University Press.
- Hoye, W. J. (1997). Die mittelalterliche Methode der Quaestio. In N. Herold, B. Kensmann & S. Mischer (Hrsg.), *Philosophie: Studium, Text und Argument* (S. 155–178). Lit.
- Klein, W. (2000). Was uns die Sprache des Rechts über die Sprache sagt. *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik*, 118, 115–149.
- Klein, W. (2006). On finiteness. In V. Van Geenhoven (Hrsg.), *Semantics in acquisition* (S. 245–272). Springer.
- Klein, W. & von Stutterheim, C. (1985). *Text structure and referential movement*. MPI für Psycholinguistik Nijmegen.
- Klein, W. & von Stutterheim, C. (1987). Quaestio und referentielle Bewegung in Erzählungen. *Linguistische Berichte*, 108, 163–183.
- Miller, M. & Klein, W. (1981). Moral argumentations among children: A case study. *Linguistische Berichte*, 74, 1–19.
- von Stutterheim, C. (1986). *Temporalität in der Zweitsprache. Eine Untersuchung zum Erwerb des Deutschen durch türkische Gastarbeiter*. De Gruyter.
- von Stutterheim, C. (1997). *Einige Prinzipien des Textaufbaus. Empirische Untersuchungen zur Produktion mündlicher Texte*. Niemeyer.
- von Stutterheim, C. & Klein, W. (1986). A concept-oriented approach to second language studies. In C. Pfaff (Hrsg.), *First and second language acquisition processes* (S. 191–205). Cambridge University Press.
- von Stutterheim, C. & Klein, W. (1989). Referential movement in descriptive and narrative discourse. In R. Dietrich & C. F. Graumann (Hrsg.), *Language processing in social context* (S. 39–76). Elsevier.